Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 15 (1911)

Artikel: Die Stadt als Kunstwerk
Autor: Baur, Albert
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-572455

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

thals „Elektra“ entsprach dem in spitzen, nervös reagierenden Gesten sich äußernden Naturell der jungen Künstlerin weit besser; überhaupt dürfte ihre Stärke in der Darstellung des Pathologischen liegen.

Von der Oper ist für diesmal nichts Besonderes zu melden. Ueber die Operetten, die so unvermeidlich zu uns kommen wie die Influenza, braucht man kaum ein Wort zu verlieren; sie umschwirren leicht und kurzlebig die zu dauerhaften Pyramiden gewordenen Wagnerschen Tondramen, und darin besteht eben unser normales Opernleben. Auch die ernsthafte Oper „Cleopatra“ des Dänen August Enna stand so sehr im Zeichen Wagners, daß sie neben der großen Sonne schon heute in unserm Gedächtnis verblichen ist; das „ägyptische“ Textbuch war so uninteressant wie nur möglich, und ein oft in seltener Pracht und Fülle einherrauschender Orchesterklang vermochte nicht über das Fehlen musikalischer Eigenart hinwegzutäuschen. Zur Feier von Verdis zehnjährigem Todestag wurde der Aufführung der „Traviata“ eine Huldigung vorausgeschickt, bei deren Dichtung und Komposition der in Zürich lebende Maëstro Cattabeni die für solche Anläße üblichen Formen beobachtete. Das nächste Mal vom „Rosenkavalier“, der bereits am 15. Februar zu Basel seine Erstaufführung auf Schweizerboden erfahren hat.

Konrad Falke, Zürich.

Die Stadt als Kunstwerk.

Mit zwei Abbildungen.

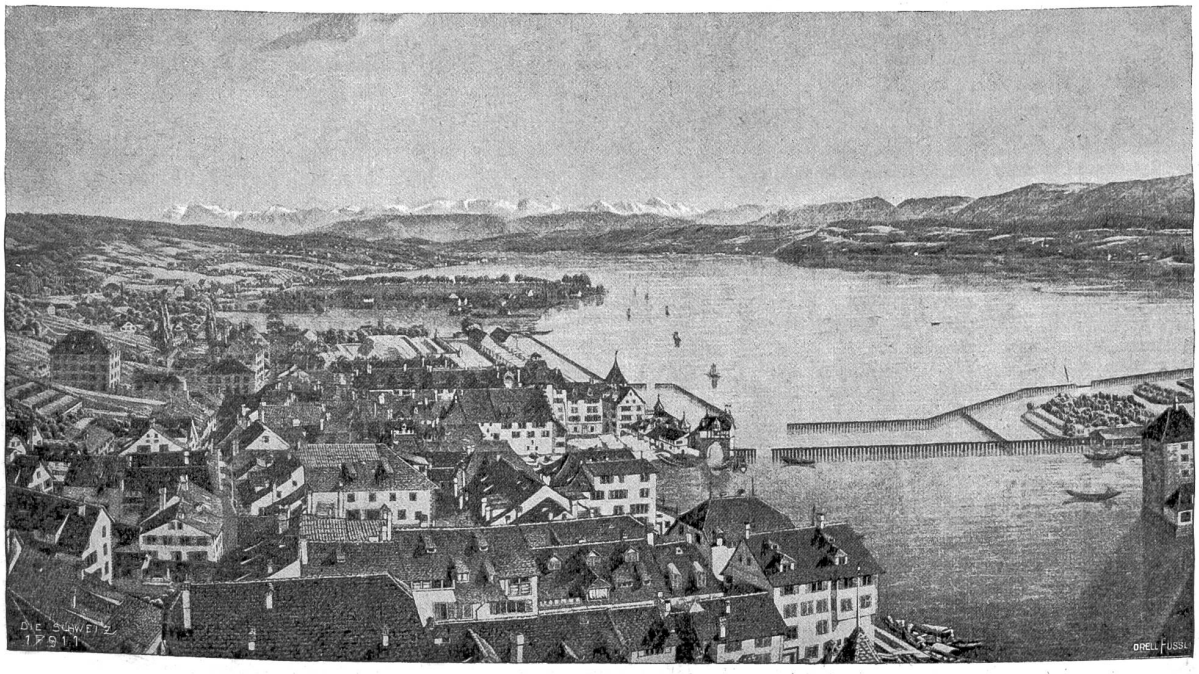
Schön sind sie alle, unsere alten Schweizerstädte, unvergleichlich schön, und wenn man sie nicht in einem Zeitalter unfeiner Verstandeskultur und Nützlichkeitsschwärmerei zum Teil ausgerodet, zum Teil ohne Takt und Anpassung weiter ausgebaut hätte — eine jede wäre der umständlichen Wallfahrt wert, die man nach Rothenburg an der Tauber oder nach Dinkelsbühl unternimmt.

Trotzig steht Bern heute noch da, ein Bild weitsichtigen staatsmännischen Denkens. Freiburg erzählt von einem Bürgeradel, der auf der Sprach- und Kulturgrenze nach beiden Seiten wehrte und durch diskrete Repräsentation einen zarten Kunstgeschmack sich herausbildete. Kühn malerisch erscheint Luzern, wo ein fehdelustiges Söldnervolk selbst neben seinen gewaltigen Bergen Figur machen wollte. Von weisem Maßhalten bei großem Reichtum zeugen die Basler Reihenhäuser, die sich zwischen der stillen Gasse und den verborgenen Gärten ziehen. Und Zürich meldet sich als eine Stadt fröhlicher Handwerker, die keinen Fingerbreit vom vernünftigen und heitern Sinn ihrer Art abweichen.

Ausdruckskunst, nicht nur Bedarfskunst ist die Architektur des einzelnen Hauses wie der ganzen Städte aus alter Zeit. Und wenn man diesen Ausdruck auch nicht gesucht hat, gefunden hat man ihn auf jeden Fall. Ein Gedanke war wohl immer in den Köpfen lebendig, die das alles schufen, vielleicht fast unbewußt und als bloße Ahnung: Baue ich mich selbst, meine Sinnesart und meine Verhältnisse, oder baue ich einen Witz, eine Karikatur über mich selbst? Werden die Nachbarn und die Vorbeigehenden mein Haus als ein ehrliches Gefäß meiner selbst loben oder als meine Narrenkappe verlachen? Werde ich mich darin wohl fühlen als in einer Wahrheit oder verirrt und unheimisch als in einer Lüge?

Man ist leicht geneigt zu glauben, unsere Väter hätten ihre Häuser auf gut Glück, fast aus einem dunkeln Triebe heraus gebaut, und weil sie uns nur die Werke und nicht die Gedanken, die sie sich darüber gemacht haben, hinterlassen haben, scheint es uns oft, diese Gedanken hätten überhaupt gefehlt. Da aber früher ein Mensch selten mehr als ein Haus und dieses eine Haus als großes Lebenswerk für sich und seine Kinder hat bauen lassen und da die Baumeister, die gleichzeitig Architekten waren, über einen reichen Schatz von Erfahrungen verfügten, die ihnen keine Schule, sondern die Lehre der Tradition übermittelt hatte, so müssen wir annehmen, daß in diesen Häusern eine reiche Summe von baulichen Gedanken aufgespeichert sei und daß gerade dieser Reichtum, der die Möglichkeit immer neuer Entdeckungen gewährt, die eigentliche Quelle ist, aus der der ästhetische Genuß unversieglich herausströmt. Das gilt für das einzelne Haus; das gilt nicht minder für die ganze Stadt.

Betrachtet eine alte Stadt oder auch ein unverdorbenes



Wie Zürich aussah, als es nur aus Zürichseehäusern bestand (Mitte des XIX. Jahrh.).

Dorf von welcher Seite ihr wollt, immer zeigt sich eine klare Silhouette, deren Umrißlinie in bald ruhigem, bald hüpfendem Tanzschritt verläuft, bald in beschleunigtem, bald zurückgehaltenem Zeitmaß. Im Crescendo steigt sie zum Moment der höchsten Spannung, einem Turm oder einer starken Baumasse, um in einer leichten Variation desselben Rhythmus, in dem sie gekommen, wieder davonzueilen. Aus den Bodenwellen der Hügel und Berge wächst diese Umrißlinie heraus, um wieder in ihr zu versinken. Kein einziges Dach, kein Baum, kein Strauch, der die sichere Eleganz dieser Bewegung stören würde. Wo ihr einen falschen Schritt, ein tölpelhaftes Stolpern bemerkt, seid gewiß, da war die jüngste Vergangenheit im Spiele.

Nicht weniger schön, nicht weniger geschlossen ist die Erscheinung einer alten Stadt, wenn man von einem Turm herab in das Wogen ihres Dächermeers hineinsieht. Die ganze Masse ist nach einem Gesetz gegliedert, das keiner aufschrieb, aber auch keiner verletzte. Die Linien aller Dachfirste verlaufen parallel in Bündeln, die sich der Bodenform wie organische Ornamente anlegen. Das sieht man besonders schön bei einer Stadt, die einen Hügel bedeckt wie Freiburg oder bei einer Stadt, die vom Talboden aus ihre Tentakeln nach der Bergeshöhe gestreckt hat wie Zürich. Nur ist hier die Beobachtung durch die überwuchernde Masse neuer, schlecht gestellter Häuser fast verunmöglicht. Diese wundervolle, brüderliche Einheitlichkeit zwischen Stadtbild und Natur kann nur dadurch entstanden sein, daß man jede Mauer, jedes Dächlein, jedes Fenster mit so mütterlicher Sorgfalt seinem Zwecke anpaßte, wie dies die Natur mit ihren Werken tut. Daß also die Städte früher wie Bäume nach biologischen Gesetzen herangewachsen sind und wie diese so eine wundervolle Geschlossenheit der Erscheinung erreichten.

Die einzelnen Zellen dieses Baues sind die Häuser der Stadt. Die glichen sich früher wie sich die Zellen einer Pflanze gleichen: jede ähnlich allen andern, keine gleich wie irgend eine andere! Denn da der Bedarf niemals genau derselbe ist, darf sich auch die Form nie genau wiederholen. Da er aber stets ähnlich ist, wird er auch stets ähnlichen Organismen das Leben schenken.

So entsteht in jeder Gegend ein lokaler Bautypus, der durch die gerade dort besten und billigsten Baumaterialien, das Klima und die Wohnsitten bedingt ist. Für reine Wohnquartiere — und kleine und mittlere Städte bestehen aus nichts anderem — ist die enge Anlehnung an diesen lokalen Typus immer noch das Ratsamste; doch soll sie sich nicht als eine Nachahmung, sondern als eine Weiterbildung darstellen, die den Bedürfnissen des modernen Lebens und den Errungenschaften der Technik gerecht wird. Zum Typus des Hauses gehört aber auch die Art, wie es in die Landschaft und zwischen seine Nachbarn gesetzt wird; dieses Studium ist bis heute sehr vernachlässigt worden, und wir haben noch lange in die Schule zu gehen, bis wir können, was unsere Väter gekonnt haben.

Schwieriger liegen die Probleme bei den größern Städten, wo zwischen den Wohnquartieren, deren Ausdruck Behaglichkeit sein soll, ein Kern von Geschäftsstraßen liegt, die nicht nur getreu Bedürfnisse erfüllen, sondern auch die Idee wirtschaftlicher und geistiger Macht künstlerisch auszudrücken haben. Hier fehlt jede Tradition; es muß also etwas ganz Neues geschaffen werden.

Vielfach sind die Aufgaben, die der moderne Städtebau stellt, und eine gewaltige Reihe von wirtschaftlichen, sozialen und hygieinischen Problemen schreit noch lauter nach Lösung als das bloße ästhetische, das aber niemals ohne die liebevollste Berücksichtigung der andern erfüllt werden kann. Es ist Pflicht eines jeden Gebildeten in der Demokratie, sich mit diesen Fragen eingehend zu befassen. Und da ihm gerade die Zürcher Städtebauausstellung, die noch bis zum 12. März in den Räumen des Kunstgewerbemuseums offen bleibt, eine Gelegenheit bietet, wie sie vielleicht jahrzehntelang nicht mehr kommen wird, so versäume er sie nicht. Aus ganz Europa ist sorgsam ausgewähltes Material zusammengekommen; die meiste Berücksichtigung hat man den schweizerischen Schöpfungen zuteil werden lassen.

Dr. Albert Baur, Zürich.

Lieder im März.

Von A. Conrad Ranft, Regensberg.

Kaum, daß du noch gehoben
Den flimmernden Pokal,
Ist dir dein Glück zerstoben,
Und aller Trank ward schal.

Du sinnst nur, wo geblieben
Der Blitz der Leidenschaft...
Dein guter Haß, dein Lieben,
Dein Ich liegt stumpf in Haft.

Kein Lichtblick und kein Himmel...
Es kreist ein grauer Tag
Ueber dem Häusergewimmel
Mit schlaffem Flügelschlag.

* * *

Huiho! Der Föhn färbt tiefblau die Tale,
Nahe, zum Packen sind schimmernde Weiler,
Trotzige Zacken im seltenen Strahle...
Huiho! Du Föhn bist mein Tröster, mein Heiler!

Nahmst mir die Unlust, den quälenden Harm,
Schenkest mir wieder mein wildes Lachen,
Wenn all die modrigen Aeste krachen
Unter deinem siegreichen Arm.

Mag auf der Bierbank die Trägheit nur kleben,
Mögen in Brodem die Zwerge salbadern!
Föhn, Föhn! Dein Odem rief jäh mich zum Leben!
O, wie mir siedet das Blut in den Adern!

Föhn! Deine Stimme! Ich höre dich schnaufen —
Was? Ich soll steigen auf jenen Turm,
Die Glocken zu läuten zum Sturm, zum Sturm,
Daß sie bewaffnet zusammenlaufen?

* * *

Mürrisch, grimm auf Gott und Welt,
Mit den ekeln Alltagssorgen
Fand mich schon ein früher Morgen
Einsam auf den Weg gestellt.

Sorgen... Da vom Wald herein
Sang die erste Amsel wieder
Ihre frühlingszarten Lieder
Froh beim dämmerblassen Schein.

Neues Leben mich umschlang.
Und wie einst dem wilden Knaben
Ward aus meinem Gram ein Graben,
Den ich jauchzend übersprang.

Diese Töne, warm in Moll,
Grüßten lieb mich wie Verwandte
Fernversunk'ner Jugendlande,
Grüßten lieb... Es schwieg der Groll.

Redaktion: Dr. Otto Waser, Dr. Maria Waser, Dr. Eugen Ziegler, Zürich.